

In seinem Atelier in Vordemwald zeigt uns Bruno Weber, wie seine Papierschnitte entstehen. Es sind Kunstwerke mit Tiefgang.

Schnittige Kunst

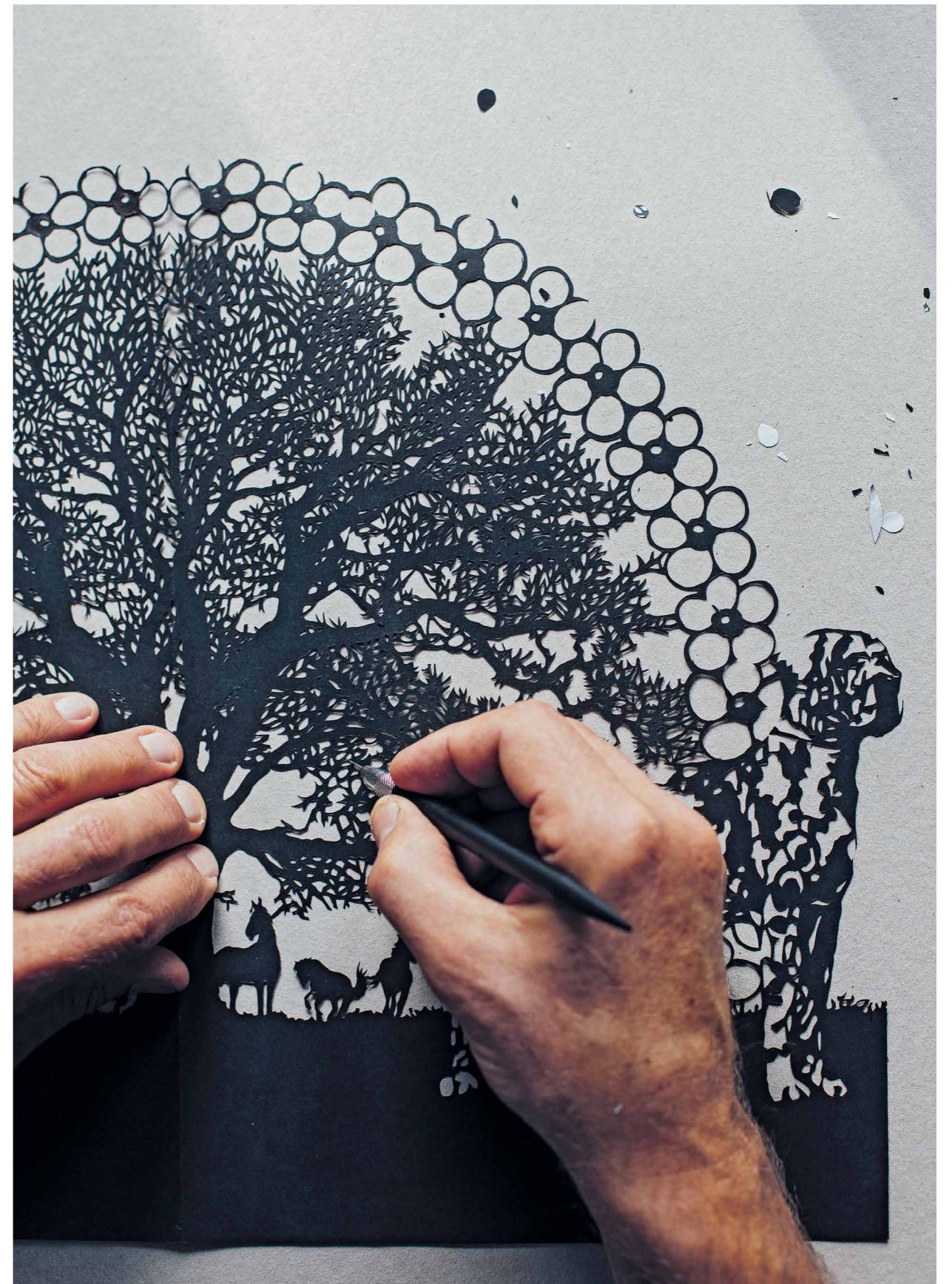
Seit 40 Jahren schneidet Bruno Weber (67) Papier. Nicht mit der Schere, sondern mit einem feinen, scharfen Papiermesser. «Das war früher verpönt», sagt er. «Doch die Szene ist offener geworden.» Auch was die Motive betrifft: Statt Alpabzüge und Bauernfeste stellt er Märchen, Flüchtlingsdramen und Lebensweisheiten dar. Ihm sei besonders die Hell-Dunkel-Verteilung wichtig, sagt er. «Das grafische Element.» Im Gegensatz dazu zeugt bei den traditionellen Scherenschnitten die gleichmässige Schwarzverteilung für eine gute Qualität. «Es zählen die reine Silhouette und die Raumverteilung. Ich hingegen will schwarze und weisse Flächen. Weil mir die Tiefenwirkung wichtig ist. So wie im Leben auch.» Seine Werke heissen Hans im Glück, Wahrheit und Glückseligkeit, Die Krone des Friedens oder Vater und Sohn. «Es gibt Schnitte, die ich vorerst nicht verkaufe, weil sie mir zu nahe sind», sagt Weber. Eine Zeit lang hätten sich seine Werke sehr gut verkauft. «Ich habe eine neue Linie in die Szene reingebracht. Das war sehr gefragt.» Heute sei die Konkurrenz sehr gross.

Weber gilt als Grosser in der Szene und gibt auch Kurse. Er hat viel in der Schweiz ausgestellt, aber auch in Deutschland, Japan und China. Er schneidet meistens klassisch schwarz-weiss. Diese Reduktion habe ihn von Anfang an interessiert: «Sie fordert mich heraus und ermöglicht mir die aussagekräftigsten Bilder. Licht und Schatten ins schwarze Papier zu schneiden, fasziniert mich. Ich muss mich immer zwingen, genug schwarze Flächen stehen zu lassen.» Das sei wichtig. Denn: «Wenn ich das Dunkel nicht stehen lasse, verliert die Helligkeit ihre Kraft.» Das gelte auch für das Leben selbst.

Vor dem Schneiden fertigt Weber eine Skizze an. Dabei legt er die grobe Schwarz-Weiss-Verteilung fest. Den Entwurf zeichnet er auf die Rückseite des schwarzen Papieres, das er für fast alle Werke verwendet. Dann schneidet er wie beim

traditionellen Scherenschnitt zunächst das gefaltete Blatt. Die Symmetrie sei typisch für den Schweizer Scherenschnitt. Danach öffnet er das Papier und schneidet einzelne Motive und Details ins Bild. Schnipsel für Schnipsel. «In einer Stunde kann man sehr viel schneiden», sagt er. Laufend bringe er dabei neue Ideen ein. Früher habe er neben seinem Teilpensum als Werklehrer an der Fachhochschule geschnitten. 30 oder gar 50 Stunden lang an einem einzigen Schnitt. Einmal begonnen, könne er kaum mehr aufhören. «Ich bin sonst kein besonders geduldiger Mensch. Doch beim Schneiden finde ich zur Ruhe und komme oft in einen Flow. Die Hand weiss dann besser was schneiden als der Kopf.»

Bewusst gestalte er die Werke so, dass nicht alles auf den ersten Blick erkennbar ist. «Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass es auf der Welt mehr gibt als das, was wir vordergründig wahrnehmen.» Die Gesellschaft sei dem Materialismus zu sehr verfallen, ist er überzeugt. Mit seinen Werken will er auf das Transzendente hinweisen. Auf das Sein hinter dem Schein. Um seine Aussagen aufzunehmen, braucht man Zeit. Noch beim zehnten Betrachten mancher Bilder entdeckt man neue Details. Etwa wie sich bei «Schneeweissen und Rosenrot» die Baumstämme als Bären entpuppen; und sich ein weiterer Bär im Geäst zum Prinzen verwandelt. «Ich kann im Papierschnitt Inhalte vermitteln, die nicht in Worte zu fassen sind», sagt er. Dabei arbeitet er viel mit Symbolik und Archetypen. So taucht zum Beispiel der «Aufstieg ins Himmlische» immer wieder auf in seinen Werken. «Es ist schade, schauen die Menschen nicht mehr in den Himmel», sagt er. Und: «Ich habe in meinem Leben sehr viel Glück gehabt. Als schüchterner Bauernbub fantasierte ich Wunschwelten, die ich gestalterisch umsetzte. Ich durfte eine phänomenale Entwicklung erleben. Für das Erstaunliche, das ich erleben durfte, bin ich sehr dankbar.»



Scherenschnitt